BORUSSIA.

Museum für preußische Vaterlandskunde.

Band I. Lief. 15.

Trier mit seinen Umgebungen.

(Beschluß.)

Der Großhandel war ehemals, wegen Triers Lage in der Mitte verschiedener Zollämter, nicht eben beträchtlich, hebt sich aber mehr und mehr durch mancherlei günstige Umstände, namentlich durch Ausbreitung des preußischen Zollverbandes, durch Anlegung von Straßen und Eisenbahnen ꝛc. Eilwagen und Diligencen gehen nach den nächsten großen Städten: nach Luxemburg (5 Meilen), nach Metz (12 M.), nach Coblenz (15 M.), nach Aachen (20 M.), nach Cöln (22 M.), nach Frankfurt a. M. (22 M.) und weiter nach Paris (45 M.), nach Berlin (91 M.) und nach Wien (89 M.).

Triers Ursprung reicht, nach einigen seiner Alterthümer zu urtheilen, in eine unbekannte Vorzeit, wenn man auch die Stadtsage verwirft, daß es schon 1300 vor Rom von Trebeta, einem Stiefsohne der Königinn Semiramis, gegründet worden sei. Denn bei Cäsars Eroberung Galliens (58 v. Chr.) war Trier schon eine reiche, mächtige Stadt, welche durch ihre unverwüstliche Moselbrücke aus Basaltblöcken, ihre kolossale Porta nigra und andre großartige Bauwerke sich auszeichnete. Die Trevirer hatten die beßte Reiterei in Gallien und ein zahlreiches Fußvolk; allein durch Cäsars Politik und Kriegskunst, so wie durch den Zwiespalt ihrer Fürsten, Induciomar und Cingetorix, geriethen sie dennoch unter die römische Herrschaft. Unter Augustus erhielt die Stadt eine römische Kolonie, und war höchst wichtig in den Kriegen der Römer mit den Germanen. Es ward Hauptstadt des ersten Belgiens, und unter Konstantin dem Großen, welcher diese Stadt, wie seine fromme Mutter Helena, besonders liebte, und daher mit kaiserlicher Freigebigkeit verschönerte, Sitz des prätorianischen Präfekten von Gallien, ja vor und nach der Theilung des Reichs 292 selbst Residenz mehrerer Kaiser, und Trier prangte mit römischen Palästen, Tempeln, Statuen und Bädern; es hatte sein Capitol, seinen Circus, sein Theater, seine Naumachie, sein Amphitheater, Bibliotheken, Getreidehallen, Pyramiden, Obelisken, Wasserleitungen, Begräbnisse, Rednerstühle und Münzstätten. In Trier war eine wissenschaftliche Anstalt, an welcher berühmte Lehrer arbeiteten; triersche Fabriken lieferten Tuch, Waffen und andre Kriegsgeräthe für die römischen Legionen; in Trier lebte als Consul Galliens Ausonius, der die Stadt beschrieb und die Mosel besang, der Lehrer und Freund des Kaisers Gratian (375—383), welcher die Pracht der Stadt durch seinen Palast und Triumphbogen erhöhte. Bildung jeder Art war in Trier einheimisch, und der Ruf von ihrem Glanze so groß, daß man sie das zweite Rom nannte. Frühzeitig drang auch das Christenthum nach Trier, und verpflanzte sich von da längs dem Rheine hin, schon im 2. Jahrhunderte: es ward bald Bischofs- und selbst Erzbischofssitz (s. 337).

Darauf kamen aber die unglücklichen Zeiten einer fünfmaligen Zerstörung, der ersten durch die Franken, zu Ende des 4. Jahrhunderts, der zweiten 20 Jahre später durch den Senator Lucius; der dritten wieder durch die Franken (440), der vierten durch die Hunnen unter Attila (447) und der fünften abermals durch die Franken (463). Mit dieser letzten endete zugleich Roms Herrschaft im Moselthale, einzelne fränkische Könige wählten die Stadt zu ihrem Hoflager, und gaben ihr einigermaßen den alten Wohlstand und Glanz zurück. Nachdem sie jedoch in den vier folgenden Jahrhunderten wieder aus ihren Trümmern emporgestiegen und unter der fränkischen Herrschaft zu großem Ansehn gelangt war, traf sie 882 ein gleich großes Unglück durch die Normannen, welche sie gänzlich zerstörten und fast alle Einwohner umbrachten. Nur langsam erholte sich Trier, im Laufe der Jahrhunderte, von diesem gewaltigen Schlage, und ward unter seinem Erzbischofe und Kurfürsten, der zugleich Erzkanzler des heiligen römischen Reichs durch Gallien und Arelat war, wieder reich und glänzend: Kirchenversammlungen, Turniere und Reichstage wurden oft in Triers Mauern gehalten, seitdem sie Kaiser Otto der Große auf immer mit Deutschland vereinigt hatte. Die Stadt gelangte zu dem Range und den Rechten der Reichsstädte, und gewann eine eigne, freie Verfassung, welche sie bis auf die neuesten Zeiten behauptete. Durch den wohlthätigen Kurfürsten Johann von Baden (1456—1503) erhielt Trier 1472 auch eine Universität, welche, nach und nach gesunken, unter den Franzosen 1798 aufgehoben wurde.

So ging Trier wohlerhalten und blühend, der häufigen Fehden ungeachtet, in welche es mit den Grafen von Luxemburg und mit den Erzbischöfen selbst verwickelt wurde, aus dem Mittelalter in die neuern Zeiten über. Nur zwei verderbliche Belagerungen erlitt es im 16. Jahrhundert durch Franz von Sickingen (1522), und durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg (1552), bis zu den schauderhaften Verwüstungen durch die Franzosen im 17. und 18. Jahrhunderte, und dennoch haben sich, freilich nur als Spuren ihrer untergegangenen Größe und Herrlichkeit, noch viele und gewaltige Trümmer bis auf unsere Tage erhalten. Dahin gehören: die Moselbrücke, das schwarze Thor, der Flügel von Konstantins Palaste mit dem sogenannten Helenen- oder Heidenthurme, die Reste des sogenannten Helenenpalastes am Dome, die Ruinen am Altthore, von Einigen für Ueberbleibsel römischer Bäder, von Andern für Reste eines römischen Theaters erklärt, das Amphitheater am Marsberge, die Trümmer der römischen Wasserleitung und die beiden Propugnacula, zwei wohlerhaltene römische Vertheidigungsthürme. Auch außer diesen Ruinen wandelt der Be-

schauer stets unter Trümmern der Vergangenheit: überall erblickt er Säulenschäfte, Fußgestelle, Kapitäle, Marmor- und Basalt-, Porphyr- und Granitbruchstücke in den Straßen. — Ist die Stadt Trier, selbst in den Spuren ehemaliger Größe und Pracht, noch immer ungemein merkwürdig, so ist es die Umgebung nicht weniger und zugleich wahrhaft reizend durch die mannichfaltigen Naturschönheiten. Das anmuthige Moselthal, in welchem an der Mosel rechts Conz, Barbeln, Trier, Zurlauben, Mahr und Ruwer, links Igel, Zewen, Euren, Biwer, Pfalzel und Ehrang liegen, breitet sich von Südosten nach Nordwesten ungefähr vier Stunden in der Länge aus, und ist in der Gegend von Trier am engsten. Schon ein Spaziergang um die Stadt, welche man ganz umwandeln kann, ist sehr angenehm durch die angelegten Alleen und einige öffentliche Gärten, wo im Sommer Konzerte gehalten werden, und wohleingerichtete Bäder, wie in der Stadt, sich finden. Geht man dann über die Moselbrücke, so gewähren zunächst die romantischen Fischerdörfer Palien links, mit seinem Felsenthale und Wasserfalle, Barbeln und Zurlauben rechts, mit Bädern, Lusthäusern und Balkons, nicht nur die herrlichsten Aussichten auf die malerischen Moselufer und über die liebliche Landschaft bis Conz hinauf, sondern ergötzen auch durch freundlichen Aufenthalt, trefflichen Mosler und andere Erfrischungen. Ferner bieten Nells Ländchen, ein schöner Park in holländisch-englischem Geschmack, der Garten in Kürenz, Nells Gut in St. Mathias, das Fischerdörfchen St. Medard, das freundliche Olewigthal mit seinen klappernden Mühlen und ländlichen Wohnungen, die malerische Ruine der Karthause St. Alban, die italienische Villa Monaise und das awelsbacher Thal, ganz nahe, höchst ergötzliche Landpartien. Nicht minder angenehm ist eine Wasserfahrt auf der, bei ruhigem Wetter, spiegelklaren Mosel, deren Ufer durch Natur und Anbau gleich reizend sind. Weitere Partien sind Conz mit römischen Ruinen, Pfalzel mit seinen Schloß- und Klostertrümmern, das fruchtbare Ehrang an der Kyllmündung, Euren, die Ruine Rammenstein im Kyllthale, mit seinen schönen Gärten und reichen Fluren, Zewen mit seiner Burgtrümmer, die alte Burg Sommerau in einem schauerlich-schönen Thale, welches die Ruwer, zugleich einen kleinen Wasserfall bildend, zwischen schroffen Waldbergen durchbraust, Igel, an der Mosel, Wasserbillig gegenüber, mit seinem Römerthurme, der Igelstein genannt, ein römisches Mausoleum der Secundiner in Form eines Obelisken, 72′ hoch; Saarburg, wo die Leuk ein kleines Seitenstück zum Rheinfall bei Schaffhausen liefert, und weiterhin die Reste des Römercastells an der Saar, welche Igel gegenüber in die Mosel fällt. Ueberall wandert man bald durch üppige Fluren und hübsche Dörfer mit blühenden Gärten, bald zwischen waldigen Bergen, schattigen Thälern und Rebengeländern, bald über bunte Wiesen und hohe Kleefelder zu den genannten Oertern, wie zu den nächsten Höhenpunkten, von denen man, wie vom Franzensköpfchen auf dem Marsberge, von dem Felsen Kürenz, vom Grünberge, wo die Musterungen und Kriegsübungen gehalten werden, vom Balduinshäuschen, vom Wettendorfshäuschen, vom Weißhäuschen, einer neuen, schönen Anlage des Oberbürgermeisters Haw, von dem Brückenbogen an der lütticher Straße, von dem zewener Bergrücken, von dem Marksberge mit seiner Markskapelle, von dem Polsberge mit seinem hohen, steinernen Kreuze alle Reize dieser blühenden Landschaft bis zu den Saargebirgen und dem fernen Hochwald, sowie die Stadt Trier und ihre altergrauen Denkmäler in malerischem Zauber übersehen kann.

Aber auch im Winter ist der Aufenthalt in Trier nicht ohne mancherlei Vergnügen und Unterhaltung. Es gibt daselbst nicht nur Konzerte, Bälle und andere gesellige Vereine, sondern auch ein literarisches Casino mit einem Lesekabinete, einem Billard und mehreren Spielzimmern, so daß auch wissenschaftlicher Sinn Nahrung suchen und finden kann. Und zu allen Zeiten hat Trier ausgezeichnete Gelehrte und berühmte Männer gehabt. Wer kennt nicht unter vielen Andern den edlen Weihbischof Hontheim, den freimüthigen Verfasser des Febronius? — Auch in unsern Zeiten kann Trier eine ganze Reihe in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft arbeitender und durch vorzügliche Leistungen rühmlich bekannter Männer aufführen, von denen jedoch nur einige Namen und Schriften, bei der Beschränktheit des Raumes dieser Blätter, genannt werden können. Außer dem verdienstvollen Direktor und Bibliothekar Wyttenbach, der durch seine philosophischen Anthologien (Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens — mit Neurohr, Stadt- und Kreisphysikus in Landau — Ueber Tod und Zukunft) allgemein bekannt ist, und sich auch durch einen „Versuch einer Geschichte von Trier" (1810 bis 1820) verdient gemacht hat, können nur noch folgende Trierer mit ihren Geisteserzeugnissen einen Platz hier finden: Prof. Steininger Geognostik, besonders über die ausgebrannten Vulkane der Eifel; Hofrath D. Seybold der Feldzug in Portugal 1811 und 1812; Hauptmann Bachoven von Echt Militärische Schriften; Prof. Stein Mathematik; Baurath Quednow Triers Alterthümer; von Rief Musikalische Compositionen und Gedichte; Landgerichtsrath Müller Geschichte, Archäologie und Mineralogie; Prof. Großmann, Meteorologie; von Haupt Triersches Zeitbuch — Panorama von Trier und seinen Umgebungen; Prof. Gertz Sprachforschungen; Regierungsrath Hatzroth Vaterländische Geschichte; Prof. Wagner Geometrie; Regierungsrath Freiherr von Gärtner Publicistische Schriften, u. A. Im Auslande haben sich durch ihre Schriften der Oberrevisionsrath Seyppel in Berlin „Ueber Oeffentlichkeit", der Doctor Spurzheim in London „Ueber Galls System der Schädellehre", der Präsident des Oberappellationsgerichts Hadamar in Darmstadt „Ueber die Vorzüge des mündlichen Verfahrens" u. A. großen Ruf erworben. Aus diesem Wenigen erhellt gewiß schon, daß in Trier, wo solche Männer erzogen worden sind und leben, ein reger, wissenschaftlicher Geist herrschen müsse, und daß dieser edle Geist immer mehr angeregt werde, dafür wird jetzt von der preußischen Regierung, welche die Künste und Wissenschaften so eifrig begünstigt, mehr als jemals gesorgt. Dabei verschmähen aber die Trierer, die vornehmern so wenig als die geringern, die Freuden des Lebens nicht, und lieben besonders ihren leichten, gesunden Mosler. Daran thun sie auch ganz recht, und wir rufen ihnen, von Herzen Glück wünschend, mit Claudius zu:

Mosler Wein, der Sorgenbrecher,
Schafft gesundes Blut;
Trinkt aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth! —

Friedrich Wilhelm,

der große Kurfürst von Brandenburg.

Die ein und zwanzigjährige Regierung Georg Wilhelms (von 1619—1640) *) hatte die brandenburgischen Länder in die traurigste Verfassung gebracht. Immer nur halbe Maßregeln ergreifend, immer schwankend, ob er sich der schwedischen oder kaiserlichen Partei in die Arme werfen sollte, wurde er eine Beute beider kriegführenden Mächte, welche sein Land zum Schauplatz ihrer Verwüstungen machten. — Eben so schwach, wie in der äußeren Politik, und von den österreichisch gesinnten Grafen von Schwarzenberg geleitet, zeigte er sich auch in der innern Verwaltung seiner Länder, die er gleichfalls fast gänzlich diesem seinem Liebling überließ.

Friedrich Wilhelm fand seine Erblande verwüstet und entvölkert. Nur Preußen begann sich langsam von den Drangsalen des Krieges zu erholen. Die clevischen Länder waren der Schauplatz des spanisch-holländischen Krieges, und Pommern war im Besitz der Schweden, welche in der Kurmark gräßlich hausten. Man sah hier statt Dörfer, nur Trümmer, statt Menschen, wilde Thiere auf den Landstraßen, und trotz der drückendsten Armuth war das Volk der ausschweifendsten Vergnügungssucht ergeben, und erhöhte sonach selbst das Maß seiner Leiden.

Friedrich Wilhelm war kaum 20 Jahr alt, als er unter so schwierigen Umständen seinem Vater in der Regierung folgte; allein sein Charakter, durch so manches Unglück geläutert, hatte schon früh eine seltene Kraft und Festigkeit erlangt. Nur die ersten Jahre seiner Kindheit verlebte er in seiner Vaterstadt Berlin, und zwar seit seinem 5. Jahre unter der Leitung des geheimen Raths von Borch; denn die Kriegsunruhen machten es später nothwendig, den jungen Prinzen in seinem siebenten Jahre nach Cüstrin zu bringen, wo Kalkhun, genannt von Leuchtmar, später Gesandter in Schweden, seine Erziehung übernahm, und für die Entwickelung seines Geistes eben so bemüht war, als durch Uebungen mancherlei Art seinem Körper Stärke und Gewandtheit zu geben.

So abgeschieden hier auch der Kurprinz von der Welt lebte, so lernte er doch schon frühzeitig die Widerwärtigkeiten des Lebens kennen. Mit eigenen Augen sah der junge Prinz, wie der Krieg mit allen seinen Gräueln das arme Vaterland heimsuchte, und schon frühzeitig prägte es sich ihm ein, den Krieg stets als ein Uebel und nur als das letzte Mittel anzusehen, einen höhern Zweck zu erreichen. — In seinem 11. Jahre ging er nach Stettin, um der Pest auszuweichen, und vermöge früherer Verträge der künftige Erbe dieses Landes, wurde er von dem greisen Herzog Boguslav XIV. auf das Freundlichste aufgenommen. — In Wolgast besuchte er seine Tante, Marie Eleonore, welche dem jugendlichen Gemüth die Thaten ihres Gemahls, des Königs Gustav Adolfs, mit hinreißender Beredsamkeit schilderte und es zu ähnlichen Großthaten anfeuerte, wie früher seine fromme Großmutter Anna dem jungen Fürsten von göttlichen Dingen erzählt hatte. Tief ergriffen stand daher der 13jährige Prinz an der Leiche dieses großen Mannes, als diese 1633 von Wolgast nach Schweden eingeschifft wurde.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm das 15. Jahr erreicht, als ihn sein Vater im Jahr 1635 auf die Universität nach Leyden schickte, wo er seine geistige Ausbildung vollenden sollte. Hier gab er sich dem Studium der neuern Geschichte, die ihn mächtig anog, so wie der Staatenkunde mit allem Eifer hin, und auch in den todten, wie in den lebenden Sprachen, machte er große Fortschritte, und gab seinem Vater regelmäßig von allem Wichtigen Nachricht. Er verstand lateinisch, und sprach französisch, holländisch und polnisch. Von Leyden, wo bald die Pest ausbrach, begab er sich nach Arnheim, und machte daselbst die nähere Bekanntschaft mit den Brüdern Wilhelm und Moritz von Nassau. Aber wie seine wissenschaftliche Bildung seinem Alter vorauseilte, so auch sein Charakter. Im Haag, wohin ihn später die Pest trieb, entriß er sich mit männlicher Kraft einer verführerischen Gesellschaft junger, reicher Leute, die ihn mit allen möglichen Lockungen zu umgarnen strebten. „Vetter!" sagte bei dieser Gelegenheit der Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien, zu dem er, gleichsam aus den Netzen des Lasters, in das Lager von Breda geflohen war, „Vetter! Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große stets gelingen." — Oft und selbst noch in spätern Jahren gestand der Kurfürst den tiefen Eindruck dieser Worte. — In eben diesem Lager begann der Kurprinz seine militärische Laufbahn; der Prinz von Oranien war sein Lehrer, das Lager wurde seine Wohnung, Märsche und Gefechte seine Schule. — Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er zu seinen Aeltern zurück, wurde von ihnen liebevoll empfangen, und begleitete das Jahr darauf seinen Vater nach Preußen. — Vater und Sohn verfielen hier im J. 1640 in ein heftiges Fieber. Die ungeschwächte Kraft der jugendlichen Natur rettete den Kurprinzen, Georg Wilhelm aber starb zu Königsberg, am 20. November des nämlichen Jahres, in den Armen seines Sohnes.

Friedrich Wilhelm war von der Vorsehung zum Wiederhersteller seines zerrütteten Vaterlandes auserkoren; ihm lag es ob, Alles neu zu erschaffen, Alles von Neuem hervorzurufen, und gerade hierbei entwickelte er eine glückliche Mischung von Kühnheit und Alles reiflich überlegendem Verstand. Er gab seinen Schöpfungen Dauer, indem er nichts dem Zufall, aber Vieles der Zeit anheim stellte. Weise erkannte er seine Macht als zu gering, um die Weltbegebenheiten leiten zu können, aber er wußte geschickt die Umstände zu benutzen, selbst die Mittel im Nothfall zu wechseln, ohne jemals den Zweck aus den Augen zu verlieren. — Seine Macht stand nicht im Verhältniß zu seinem Genie; denn dieses hat sich vielleicht in seiner wahren Größe nie ganz entfalten können; allein er besaß Klugheit und Kraft, um seine Entwürfe immer nur den ihm zu Gebote stehenden Mitteln anzupassen. Er war stets groß, ohne riesenhaft zu sein, unterrichtet, ohne Hang zur

*) Durchgängig der alte Kalender.

Gelehrsamkeit zu haben; denn, seiner Meinung nach, gehört ein Fürst dem Leben, nicht den Wissenschaften an; er war tapfer, verstand den Krieg zu führen und weit mehr als dieß, er zog zur rechten Zeit das Schwert, und wußte es zur gelegensten Stunde wieder in die Scheide zu stecken. Eine große Thätigkeit war ihm eigen, und die geringsten Polizeisachen Berlins, wie die größten Staatsinteressen Europas, entgingen seiner Sorgfalt nicht. Dieselbe Hand, welche zu Berlin den ersten Blumenkohl pflanzte, zeichnete die Maximen, durch welche sich sein Haus nach und nach den ältesten Monarchien Europas gleich gestellt hat. So, thätig und unermüdlich, gut ohne Schwäche, stolz ohne Hochmuth, lebhaft ohne Heftigkeit, religiös ohne Aberglauben, verband Friedrich Wilhelm alle männliche Tugenden, welche die Bewunderung hervorrufen, und alle jene liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Herzen gewinnen. Mit dem Allen war sein angenehmes, Ehrfurcht einflößendes Aeußere im Einklang. Sein Wuchs war kräftig, sein Gang fest, seine Stimme einnehmend und zutraulich. Das dunkle Haar fiel natürlich in langen Locken auf die Schultern herab, und nur erst in dem letzten Jahre seines Lebens wurde es, doch bloß bei feierlichen Gelegenheiten, durch die Alongenperücke verdrängt. Seine Adlernase, der edle Ausdruck seines Auges kündeten laut das Genie seines Geistes an. — Dieß war der Mann, der bestimmt war, seinen Ländern eine glückliche Zukunft zu bereiten, und unter Arbeit und Mühe, im Kampf mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens, sich den Beinamen „des Großen" wohlverdient zu erwerben.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm dem feierlichen Begräbniß seines Vaters beigewohnt, als er sich mit allem Eifer den Regierungsgeschäften hingab. Vor allen Dingen erkannte er den Frieden als die größte Wohlthat und als das dringendste Bedürfniß. Er untersagte daher sogleich die Feindseligkeiten gegen die Schweden, und bot diesen einen Waffenstillstand an, der im Juli 1641 auf 2 Jahre geschlossen, später aber bis zum westfälischen Frieden verlängert wurde. Die Schweden räumten in diesem Vertrage, mit Ausnahme von Frankfurt, Crossen, Landsberg, Driesen und Gardelegen, die brandenburgischen Länder, wogegen der Kurfürst für die Verpflegung der schwedischen Truppen monatlich 20,000 Thlr. und 10,000 Scheffel Getreide zu entrichten versprach.

Gleichzeitig erkannte Friedrich Wilhelm, daß nur die innere Kraft einer Regierung vermögend sei, das Ansehen und die Würde nach außen zu erwerben und zu erhalten, und deßhalb suchte er jene vor allen Dingen zu erlangen. — Der Graf von Schwarzenberg hatte sich einen Einfluß zu verschaffen gewußt, der den Willen und die Kraft des neuen Regenten hemmend, ihm überall im Wege stand. Er war nicht allein der erste Minister und Statthalter der Mark, sondern auch der unumschränkte Befehlshaber der Truppen, welche auch ihm Treue geschworen hatten, ja die Civilbeamten nannten sich auf seinen Befehl „kurfürstlich brandenburgische und gräflich schwarzenbergische Räthe." Die erste Sorge Friedrich Wilhelms war daher, diesen allgewaltigen Minister zu entfernen und Herr in seinem eigenen Lande zu werden. Redliche und geprüfte Männer, wie Gerhard von Kalkhun, Werner von Schulenburg, Otto von Schwerin und der Kanzler von Götz unterstützten ihn hierauf treulich mit Rath und That. Zuerst wurden die Truppen von dem Eide, den sie Schwarzenberg geleistet hatten, feierlich entbunden, dann ward ihm nach und nach der Oberbefehl über dieselben entzogen. Zürnend über die verringerte Macht begab sich der ehemals übermächtige Minister nach Spandau, wo er im Februar 1641 von Regensburg aus die Nachricht seines nahen Falles erhielt. Diese zog ihm ein heftiges Fieber zu, und als unter seinen Fenstern das Regiment von Rochow revoltirte, und er nur durch Geld, wo früher sein Blick hinreichend gewesen war, den Aufstand stillen konnte, da wurde es ihm klar, daß seine Zeit vorüber sei. Kummer und Zorn regten ihn so auf, daß ihn der Schlag rührte, in Folge dessen er am 4. März 1641 starb. Seine Familie, die nun nichts mehr in Brandenburg hoffen durfte, wanderte nach Wien aus, wo sie später in den Fürstenstand erhoben wurde.

In demselben Jahre, in welchem Schwarzenberg starb, reiste der Kurfürst nach Polen, hielt am 5. October seinen Einzug in Warschau, und wurde daselbst unter mancher harter Bedingung von König Wladislav IV. mit Preußen belehnt, nachdem er heimlich und öffentlich zu großen Geldgeschenken genöthigt worden war.

Nach dieser Feierlichkeit reiste er nach Preußen, ordnete dort die Regierungsverhältnisse, und kehrte erst 1643 nach Berlin zurück, welches 1640 nur 400 Einwohner zählte. — Der westfälische Frieden, welcher Deutschland die lang entbehrte Ruhe wieder geben sollte, nahm von nun an seine Thätigkeit in Anspruch. Seinem Einfluß und seinem Eifer gelang es, daß die Reformirten in Deutschland zu den augsburgischen Confessionsverwandten gerechnet und dadurch aller bürgerlichen und kirchlichen Rechte des Religionsfriedens theilhaftig wurden. Nicht so glücklich setzte er seine persönlichen Forderungen durch; denn seine gerechten Ansprüche auf Pommern und einige Fürstenthümer in Schlesien blieben unerfüllt, da der Kaiser sich weigerte, das Herzogthum Jägerndorf herauszugeben und die Schweden Pommern nicht räumen wollten, welches vermöge früherer Erbverträge nach dem Tode des letzten Herzogs Boguslav XIV. schon 1637 an Brandenburg hätte fallen sollen. Dessenungeachtet sah sich der Kurfürst genöthigt, ganz Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern mit Stettin und Garz den Schweden zu überlassen, wogegen er als Entschädigung, außer Hinterpommern, die säcularisirten Bisthümer Halberstadt mit der Grafschaft Hohenstein, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer sogleich, und das Erzstift Magdeburg als erbliches Herzogthum, nach dem Tode des damaligen Verwesers, des Herzogs August von Sachsen, zugesichert erhielt.

Nun genoß Brandenburg endlich die Wohlthaten des Friedens. Der jülich clevische Erbfolgestreit mit Pfalz-Neuburg schien zwar die Ruhe zu stören, allein der Krieg brach nicht völlig aus, im Gegentheil kam 1666 ein friedlicher Vertrag zu Stande, vermöge dessen Brandenburg das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg als Antheile der Erbschaft erhielt, und seine Rechte auf die gesammte Erbschaft für die Zukunft behauptete. — Friedrich Wilhelm benutzte indessen jeden kostbaren Augenblick der Ruhe, dem untergegangenen Wohlstande seines Landes wieder aufzuhelfen, und seine Macht durch eine thätige und aufgeklärte Verwaltung

zu vergrößern. Er zog aus Böhmen, Schlesien, Westfalen, Bremen, Holland, Lüttich und den Niederlanden Kolonisten in die Mark, welche Handel und Gewerbe beförderten, die Flüsse dämmten, Sümpfe austrockneten, Haiden urbar machten und die Viehzucht veredelten. Städte und Dörfer stiegen so aus ihren Trümmern, und um diese wohlthätige Ruhe mit Kraft und Würde seinem Lande erhalten zu können, wandte er Alles an, ein stehendes Heer zahlreich und schlagfertig zu bilden. Durch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand III. zu Prag, am Ende des Jahres 1652, bewirkte er durch dessen Verwendung den Gränzvergleich mit Schweden über Pommern.

Jedoch nur einige Jahre war der Kurfürst so glücklich, ungestört für das Wohl seines Volkes sorgen und schaffen zu können. Der Krieg, welchen Karl Gustav von Schweden 1655 gegen den König Kasimir von Polen begann, riß ihn aus dieser segenbringenden Ruhe. Friedrich Wilhelm war als Vasall der Krone Polens verpflichtet, ihr Hilfe zu leisten; allein die Siege der Schweden, die übereilte Flucht des Königs Kasimir, wie die gleichzeitigen Forderungen und Drohungen Karl Gustavs, der Königsberg zu belagern begann, zwangen ihn, sich zu den Schweden zu wenden, und mit denselben am 6. Januar zu Königsberg, so wie am 15. Juni (1656) zu Marienburg einen Vertrag zu schließen, worin er die Lehnshoheit der Schweden über Preußen anerkennen mußte, ein Hilfsheer gegen Polen zu stellen versprach, dafür aber mit dem Bisthum Ermeland belehnt wurde, und im gemeinschaftlichen Frieden Posen, Kalisch und Lenczig erhalten sollte. — Noch einmal ermannten sich die Polen, sammelten um die Person ihres Königs ein Heer von 40,000 Mann, das auf dem rechten Weichselufer ein verschanztes Lager nördlich von Warschau bezog. Karl Gustav rückte von Neuem gegen Warschau vor, vereinigte sich an den Ufern des Bugs mit den brandenburgischen Hilfstruppen, stand am 18. Juli den Polen gegenüber, und in dreitägiger Schlacht (18.—20. Juli), wo der König von Schweden den linken, der Kurfürst den rechten Flügel befehligte, schlugen die Verbündeten, nur 15,000 Mann stark, das polnische Heer. Diese Schlacht legte den Grund zu dem Ruhme der preußischen Waffen; denn die brandenburgischen Truppen hatten mit großer Tapferkeit gefochten, und Friedrich Wilhelm eben so viel Einsicht in der Führung der Truppen als persönlichen Muth gezeigt. Der König von Schweden fühlte jetzt mehr als je, wie werthvoll ihm das Bündniß mit Brandenburg sei, und um den Kurfürsten fester an sein Interesse zu knüpfen und für immer von Polen abzuziehen, erkannte er ihn am 10. November (1656) zu Labiau als souveränen Herzog von Preußen und Ermeland an, wogegen Friedrich Wilhelm den Schweden den Zoll zu Pillau gegen Zahlung von 20,000 Thaler überlassen mußte. — Trotz der gewonnenen Schlacht von Warschau befand sich Friedrich Wilhelm in einer mißlichen Lage; denn er mußte sogleich mit seinen Truppen, um die preußischen Gränzen gegen die Einfälle der Polen zu decken, nach Preußen marschiren, über welches der Czaar der Moskowiter die Lehnshoheit ansprach. Kaiser Ferdinand III. verstärkte die Trümmer der polnischen Armee, Dänemark erklärte den Krieg und eine dänisch-holländische Flotte sperrte den Hafen von Danzig, während der Prinz Condé von Polen aus aufgefordert wurde, mit spanischen Truppen das Herzogthum Cleve anzugreifen. Das schwedische Heer war bis auf 8000 Mann geschmolzen, von Feinden umringt, von seinen Verbündeten so gut als verlassen, und in der größten Gefahr gefangen zu werden. Aber dennoch verlor Karl Gustav den Muth nicht, marschirte in Eilmärschen durch Pommern, und eroberte Holstein, Jütland und Schleßwig, ehe sich die überraschten Dänen von ihrem Erstaunen erholen konnten. Je glänzender und unerwarteter diese Siege waren, desto erbitterter zeigten sich Schwedens Feinde, die nun ihren ganzen Haß auf seinen Verbündeten, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm warfen. Auf Befehl des Kaisers fielen 16,000 Mann in die Mark ein, und nur durch die vortrefflichen Maßregeln des Generals Derfflinger entging Berlin der feindlichen Besetzung. Unter diesen Umständen mußte der Frieden mit Polen dem Kurfürsten höchst wünschenswerth sein. Er nahm daher die am 19. September 1657 zu Wehlau vorgeschlagenen Friedensbedingungen an, nach denen der König von Polen Preußen als souveränes Herzogthum anerkannte, und beide Frieden schließende Parteien sich gegenseitig, im Fall eines Krieges mit Schweden, ein Hilfscorps von 6000 Mann versprachen. Der Kurfürst mußte dagegen auf Ermeland verzichten, doch erhielt er dafür die Herrschaften Lauenburg und Bütow als polnisches Lehen. — Der König von Schweden, über dieses Bündniß empört, zeigte offen seine feindliche Stimmung gegen den Kurfürsten, so daß dieser sich bewogen fand, im Frühjahr 1658 mit Rußland, Polen und Dänemark ein Schutzbündniß gegen Schweden zu schließen. Das Kriegsglück Karl Gustavs in dem Winterfeldzug von 1658 rechtfertigte die Besorgnisse des Kurfürsten um so mehr, als Dänemark bereits im März mit Schweden Frieden schloß. Doch selbst dieser vortheilhafte Frieden konnte den Ehrgeiz Karl Gustavs nicht stillen; denn eben so plötzlich als ungerecht eröffnete er wenige Monate nachher von Neuem die Feindseligkeiten. Jetzt aber leisteten der Kaiser und der Kurfürst, ihrer Verträge eingedenk, dem bedrohten Dänemark kräftige Hilfe. Schon im September 1658 rückte Friedrich Wilhelm an der Spitze brandenburgischer und kaiserlicher Truppen in Holstein ein, und drängte die Schweden von da bis nach Fünen zurück.

Trotz dieses Glückswechsels (denn auch zur See, in Preußen und Kurland hatten die Schweden unglücklich gefochten) hoffte Karl Gustav dem Kriege eine andere Wendung zu geben, als er plötzlich starb, und nach seinem Tode der Frieden von Oliva (21. April 1660) dem Norden einige Ruhe versprach. Friedrich Wilhelm wurde in diesem Frieden von ganz Europa als souveräner Herzog von Preußen anerkannt und zum ersten Mal trat hier Brandenburg in die Reihe der europäischen Staaten, während es bis dahin nur in Beziehung auf Deutschland genannt worden war. Drei Jahre nach dem Frieden nahm Friedrich Wilhelm die Erbhuldigung in Preußen an, und hatte er auch noch manchen harten Kampf mit den Ständen zu bestehen, welche ihre Rechte eifersüchtig bewahrten, so dauerte dieser Widerstand doch nur kurze Zeit; denn bereits 1673 schrieb der Kurfürst eine Monatssteuer ohne Bewilligung der Stände aus, und selbst der Adel fügte sich dieser

willig. — Von Neuem richtete Friedrich Wilhelm sein Augenmerk wieder auf das Innere seiner Staaten; die Errichtung der afrikanischen Gesellschaft und der Bau des Friedrich Wilhelms-Kanals, welcher die Spree und Oder verbindet, fällt in diese für die brandenburgischen Länder so segensreiche Zeit. Der Kurfürst wandte daher Alles an, um diese Ruhe seinem Lande lange zu erhalten; doch der Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland störte sie zuerst. Frankreich bot zwar dem Kurfürsten Allianz oder Neutralität an, Beides aber schlug er aus. „Was neutral zu sein ist," schrieb er in Bezug hierauf dem Herrn von Schwerin, „habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbeßten Conditions hat, wird man doch übel tractiret. Ich habe auch verschworen, mein Lebelang nicht neutral zu sein, und würde damit mein Gewissen beschweren." —

Holland schien der Rache Ludwigs XIV. Preis gegeben zu werden; denn weder Dänemark, noch der Kaiser wagten es, der Republik Hilfe zu leisten. Da trat Friedrich Wilhelm kühn hervor, und schloß am 26. April 1672 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Holland, worin er versprach, 20,000 Mann gegen Frankreich zu stellen. Nicht allein die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft bewogen ihn dazu, sondern auch ein tiefer Blick in die Politik Ludwig XIV. hatte es ihm gelehrt, daß der unersättliche Ehrgeiz dieses Königs neue Nahrung in dem zerstückelten deutschen Reiche suchen und finden würde, sobald er die Niederlande erobert, und daß daher diesem Freistaat, schon um der europäischen Freiheit willen, kräftige Hilfe geleistet werden müsse.

So auffallend es auch sein muß, daß Friedrich Wilhelm in seiner echt deutschen Gesinnung so wenig Anklang bei den Fürsten des Reiches fand, so muß doch dieses gerade die Bewunderung und Liebe für ihn erhöhen; denn er wagte es, sich, als einziger Bundesgenosse der bedrohten Republik, dem mächtigen Frankreich entgegen zu stellen. Zwar wußte er den Kaiser dazu zu bewegen, daß ein Corps von 16,000 Mann mit 18 Geschützen, welches der berühmte Montecuculi befehligte, zu ihm stieß, doch dieser durch geheime Befehle des wiener Hofes gebunden, hemmte nur, durch seine Unthätigkeit, die Thatkraft Friedrich Wilhelms, so daß der Seitenangriff des verbündeten Heeres nur unbedeutende Resultate herbeiführen konnte. Hierüber entrüstet, wie über die Schlaffheit der übrigen deutschen Fürsten, welche er durch sein Beispiel zum Bündniß mit Holland zu bewegen gehofft hatte, schloß Friedrich, als auch Holland die versprochenen Subsidien nicht zahlte, am 10. Juni 1673 mit Frankreich den Frieden von Vossem. Die französischen Truppen räumten in Folge desselben die brandenburgisch-westfälischen Länder, der Kurfürst entsagte dagegen dem Bündniß mit Holland, behielt sich jedoch die Theilnahme am Krieg vor, im Fall Ludwig XIV. das deutsche Reich angreifen sollte. — Der Frieden mit Schweden, welches als Frankreichs Bundesgenosse auch mit Brandenburg die friedlichen Verhältnisse abgebrochen hatte, folgte am 1. December 1673 zu Köln an der Spree. Diese Ruhe, welche beide so eben erwähnten Verträge herbeigeführt hatten, war aber nur von kurzer Dauer; denn als Turenne 1674 über den Rhein vordrang, und die Pfalz brandschatzte, da schloß der Kurfürst mit dem Kaiser, dem König von Spanien und Holland am 21. Juni 1674 eine neue Allianz, rückte mit einer Armee von 16,000 Mann gegen den Rhein vor, überschritt denselben bei Straßburg am 30. October, und vereinigte sich bei Blechheim mit dem kaiserlichen Heere unter Bournonville, welcher am 20. von Turenne bei Ensisheim geschlagen worden war. Turenne mußte nun der Uebermacht seiner Gegner weichen, zog sich nach Lothringen, die Kaiserlichen aber gingen, gegen den Rath des Kurfürsten, in die Winterquartiere, wurden hier von Turenne überfallen, und so mußten die Verbündeten über den Rhein zurück. Der Kurfürst bezog nun seine Winterquartiere in Franken, noch tief betrübt über den schmerzlichen Verlust des hoffnungsvollen Prinzen Karl Emil, welcher den 27. November zu Straßburg an einem hitzigen Fieber gestorben war.

In dieser Zeit erhielt Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß die Schweden, durch Ludwigs XIV. Geld und Versprechungen bewogen, mit einem Corps von 16,000 Mann unter dem Feldmarschall Wrangel in die Mark eingefallen wären. „Nun, so könnte ich vielleicht ganz Pommern erhalten!" war der erste Ausruf des Kurfürsten bei dieser Nachricht, die Viele in seiner Lage würde niedergedrückt haben. — So sehr auch die Mark den Kurfürsten um schleunige Hilfe bat, da die Städte, wie das Landvolk bei allem ihren guten Willen den Schweden keinen ernsthaften Widerstand leisten konnten, und der damalige Statthalter der Mark, der Fürst Georg von Dessau, kaum hinlängliche Truppen zur Besetzung einiger festen Plätze hatte; so hielt Friedrich Wilhelm es doch nicht für zweckmäßig, sogleich die Bundesgenossen zu verlassen und seinen Ländern zu Hilfe zu eilen, sondern er ermahnte seine Unterthanen zur muthigen Ausdauer, und reiste nach dem Haag, wo er die Verbündeten zum Krieg gegen Schweden zu bewegen hoffte. — Zwar wurde Schweden vom Kaiser für einen Reichsfeind erklärt, zwar versprachen sämmtliche Verbündete treffliche Leistungen, doch der große Kurfürst sah bald ein, daß der versprochene Beistand sich noch länger verzögern würde, und daß nur in einem entschiedenen und kraftvollen Handeln Hilfe zu finden sei. Er kehrte daher nach Schweinfurt zurück, und brach von da, ohne die Hilfe seiner Alliirten abzuwarten, am 26. Mai mit 15,000 Mann gegen die Schweden auf. Am 11. Juni erreichte er nach einem siebzehntägigen Marsche Magdeburg, und erfuhr daselbst, daß die Schweden das rechte Ufer von Potsdam bis Havelberg besetzt hielten, von dem Anrücken der Brandenburger aber durchaus keine Kenntniß hätten; der Kurfürst hoffte nun Alles von der Ueberraschung. Mit 6000 Reitern, 2 Dragoner-Regimentern, 13 Geschützen und 1300 Mann auserwählter Infanterie, die auf 120 Wagen fortgeschafft wurde, brach er gegen Rathenow auf, und ließ diese Stadt bereits am 15. Juni von zwei Seiten angreifen. Durch die List des Generals Derfflinger wurde die schwedische Besatzung, welche aus 600 Mann bestand, überrumpelt und nach einem mehrstündigen Kampf größten Theils niedergehauen. Den Tag nach diesem glücklichen Ueberfall erhielt der Kurfürst die Meldung, daß der Generallieutenant Wrangel von Brandenburg und Pritzerbe am 15. aufgebrochen und auf die Nachricht von der Einnahme Rathenows, beschlossen habe, über Nauen nach Havelberg zu marschiren, um sich daselbst mit seinem Bruder dem Feldmarschall zu

vereinigen. Die Schweden sollten diesen Marsch nicht ungestraft ausführen. Ohne die Infanterie abzuwarten, eilte der Kurfürst mit der Reiterei am 16. Juni von Rathenow nach Nauen, und übergab am 18. nördlich dieser Stadt dem Prinzen von Hessen-Homburg die Führung der Avantgarde, welche aus 1500 Pferden bestand. Im Trabe folgte der Prinz den Schweden, mit denen man schon am 17. handgemein geworden war, und erreichte sie den 18. bei dem Dorfe Linum 1¼ Meile südwestlich von Fehrbellin. Hier war kaum die Avantgarde durch die Dragoner verstärkt, als der Prinz ungesäumt zum Angriff überging. Die Schweden wurden aus ihrer Stellung geworfen, eine zweite Position, welche sie jenseits Linum genommen hatten, mußten sie ebenfalls verlassen, und erst, als Wrangel das Dorf Hackenberg erreicht hatte, hier seinen linken Flügel an das unwegsame Rhinbruch anlehnte, während der rechte an einem Walde einen Stützpunkt fand, vermochte er dem ungestümen Angriffe des Prinzen Widerstand zu leisten. Während man hier kämpfte, war der Kurfürst mit dem übrigen Theile seiner Reiterei herangekommen, besetzte schnell einige in des Feindes rechter Flanke liegende Hügel mit Geschütz, und beschoß von da aus die Linien der Schweden. Zwar schwankte lange Zeit der Sieg, aber endlich gelang es doch den Brandenburgern, den rechten Flügel der schwedischen Reiterei in die Flucht zu schlagen; gleiches Schicksal traf bald darauf das Fußvolk, und eines der tapfersten schwedischen Regimenter wurde umzingelt und in Stücken gehauen, denn nur 80 Mann retteten ihr Leben. Gegen 10 Uhr Vormittags trat der General Wrangel den Rückzug nach Fehrbellin an, und erreichte gegen 12 Uhr diese Stadt, nachdem er mehrere Angriffe der verfolgenden Reiterei muthig abgeschlagen hatte. Uebereilt jedoch verließ er Fehrbellin, und zog sich, vom Kurfürsten verfolgt, über Ruppin und Wittstock, wohin sich der Feldmarschall Wrangel von Havelberg aus begeben hatte, nach dem Mecklenburgischen zurück. — Die Schweden verloren in der Schlacht selbst 2400 Mann, 8 Fahnen und 2 Standarten, aber wenig Gefangene. In Fehrbellin fielen den Brandenburgern noch 2000 Bagagewagen in die Hände. —

Durch diesen Sieg, der mit eben so viel Einsicht als Kühnheit von 7000 ermüdeten Brandenburgern über 11,000 wohlgenährte Schweden erkämpft worden war, begründete Friedrich Wilhelm die Macht seines Hauses. In 21 Tagen war das Heer mehrere 40 Meilen von Schweinfurt nach Rathenow marschirt, für die damalige Zeit eine ungewöhnliche Schnelligkeit; in 2 Tagen war darauf der Kurfürst durch das bruchige und unwegsame Havelland nach Fehrbellin geeilt, und hatte dort gewagt, sich nur mit Reiterei gegen einen überlegenen Feind zu schlagen, den noch die im 30jährigen Kriege erworbenen Lorbeeren schmückten. In der Schlacht selbst zeigte der Kurfürst nicht weniger Muth als Talente. Mit umfassendem Blicke leitete er das Ganze, und mit starker Hand griff er da ein, wo es Schwierigkeiten zu besiegen gab. Einzelne Kompagnien führte er selbst in den Kampf, und mehrmals gerieth er so tief in das Handgemenge, daß nur die Tapferkeit seiner Umgebung ihn retten konnte. Nicht bloß in Europa machte dieser glänzende Sieg, welcher in unsern Tagen nur ein schönes Reitergefecht genannt werden würde, großes Aufsehen, sondern der Ruf davon drang bis in die Tatarei und Mongolei, so daß der Chan Morad Gerai eine Gesandtschaft nach Berlin schickte. — Friedrich Wilhelm wußte aber nicht allein einen Sieg zu erfechten, sondern ihn auch zu nutzen; er drang in Schwedisch-Pommern ein, und nach mehrjährigem Kampfe fiel Wolgast, Stettin und selbst Stralsund, trotz der tapferen Vertheidigung des Grafen von Königsmark, in die Hände des Siegers von Fehrbellin. — Die Schweden sahen sich so aus Pommern vertrieben, welches sie mit so viel Blut im 30jährigen Kriege erworben hatten; jetzt suchten sie auf einem anderen Kriegstheater das Waffenglück. Der General Horn rückte mit einem Corps von 16,000 Mann, von Polen begünstigt, durch Kurland und Samogitien in das unbesetzte Preußen ein, welches in Stockholn, wie in Paris, als sicherer Schadenersatz für Pommern angesehen wurde. Der Kurfürst erhielt in Pommern die Nachricht von diesem neuen Einfall der Schweden, und war nur im Stande, 3000 Mann unter dem General von Görzke dem Statthalter von Preußen zur Hilfe zu schicken, welcher mit den wenigen Milizen, die ihm zu Gebote standen, auch nur wenig für die Vertheidigung dieser Provinz thun konnte. Tilsit, Ragnit und mehrere andere Städte fielen daher in die Gewalt der Schweden, die im Anfang des Jahres 1679 siegreich gegen Königsberg vordrangen. Allein zu derselben Zeit hatte Friedrich Wilhelm den Krieg in Pommern beendet, und eilte nun mit seinen übrigen Truppen dem bedrängten Preußen zu Hilfe. Die Infanterie wurde auf Schlitten fortgebracht, und am 10. Januar erreichte die Armee, 4000 Mann Cavalerie, 1500 Dragoner, 3500 Mann Infanterie und 30 Geschütze stark, Marienwerder. Die Truppen hatten das Mögliche geleistet; der Winter war hart, die Wege mit Schnee verschüttet, und doch wurden täglich 6—7 Meilen zurückgelegt.

Die Nachricht von dem plötzlichen Erscheinen des Kurfürsten und seines Heeres, das man, von den vielen Belagerungen ermattet, in Pommern wähnte, brachte im schwedischen Heere einen panischen Schrecken hervor, so daß der General Horn, bereits bis Insterburg vorgedrungen, schleunigst den Rückzug nach Tilsit antrat. Mit der gewohnten Thätigkeit folgte der Kurfürst dem fliehenden Feinde, und um ihn zu ereilen, führte er seine Truppen über das zugefrorene frische und kurische Haff, und trieb die Schweden bis über die Russe zurück. Täglich zwang er sie zu Gefechten, und täglich besiegte er sie. Nur mit 1000 Reitern und 500 Mann Infanterie erreichten die Schweden die livländische Gränze, während der Kurfürst am 24. Januar 1679 siegreich in die Mauern des geretteten Königsbergs einzog. Nur vierzehn Tage hatte er bedurft, um Preußen von den Schweden zu befreien, und hier, wie im J. 1675 bei Fehrbellin, durfte er mit Cäsar sagen: Ich kam, sah, siegte. — Nach solchen entscheidenden Siegen konnte Friedrich Wilhelm mit Recht auf einen vortheilhaften Frieden hoffen; allein die geschickte Politik Frankreichs, die Uneinigkeit der Verbündeten, die Undankbarkeit Hollands und die kleinliche Eifersucht des Kaisers Leopold raubte ihm die Frucht seiner Siege. Holland, Spanien und der Kaiser schlossen für sich mit Frankreich Frieden, ohne darin Etwas für ihren Bundesgenossen zu thun, so daß sich derselbe allein der Rache Frankreichs Preis gegeben sah. Schon rückte der Herzog von Crequi

an der Spitze eines französischen Heeres in das Herzogthum Cleve ein; da sah sich Friedrich Wilhelm gezwungen, die Macht der Verhältnisse über sich anzuerkennen; er wußte Festigkeit von Starrsinn, Muth von Tollkühnheit wohl zu unterscheiden, und bat um Frieden. Ludwig XIV. diktirte ihn, und verlangte, daß der Kurfürst alle Eroberungen an Schweden zurückgeben sollte. (Beschluß folgt.)

Das Innere des Domes zu Minden.

Unter Mindens sechs Kirchen ragt der Dom, ein altgothisches Gebäude, durch äußere Größe und Dauerhaftigkeit, sowie durch seine Pracht und Majestät im Innern hervor. Er ward in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, nachdem die alte Domkirche, welche Wittekind und Karl der Große an dem Orte, wo Wittekinds Burg stand, 803 hatten erbauen lassen, im Jahre 1062 mit allen ihren Kostbarkeiten, bei einem Streite der Bürger mit Kaiser Heinrichs IV. Dienern, abgebrannt war, ganz von Quadersteinen auf einem pilotirten Grunde aufgeführt, und schon im Jahre 1072 vom 17. mindenschen Bischof Engelbert eingeweihet. Dieser schöne Dom mißt in der Länge 100, in der Breite gegen 40 Schritt, und sein Gewölbe ruhet auf 12 starken Säulen, welche mit den Statuen der Apostel geschmückt sind. Den majestätischen Bau verschönern von außen zwei Thürme, welche mit Kupfer bedeckt sind und 12 Glocken tragen. Einer derselben ist mit einer Gallerie umgeben.

Der Dom ist reich an Schmuck und Kostbarkeiten. Vor allen zieht aber den Blick des Beschauers der prachtvolle Hochaltar von Marmor mit römischen Säulen auf sich, zugleich mit der herrlichen Statue des heiligen Antonius, der ein Kind herzt, prangend. Sehr Schade ist es, daß die um den Hochaltar hängenden Oelgemälde mit Reliquienschränken bedeckt sind und nur wenig von den dargestellten Gegenständen blicken lassen! Doch erkennt man so viel, daß sie Märtyrergeschichten vorstellen. Uebrigens zeigen sie dem Auge edle Gestalten, schöne Perspective und architektonische Fülle; ihre Meister sind aber unbekannt. Eines dieser Gemälde, unstreitig die Bekehrung der Einwohner zum Christenthume, zeigt die westfälische Pforte mit der Stadt Minden: im Vordergrunde wandelt ein Ritter, und oben in den Wolken erscheint die heilige Jungfrau mit Palme und Märtyrerkrone, von knieenden Engeln umgeben. — Das von Fiorillo, in seiner Geschichte der zeichnenden Künste, erwähnte Gemälde: eine Jungfrau auf der einen, den Tod auf der andern Seite vorstellend, ist nicht mehr vorhanden. Ausgezeichnet ist die hier, wie fast in allen Kirchen des Mittelalters, häufig angebrachte Bildnerarbeit in Holz, welche gleich einem Gemälde Licht und Schatten giebt. Viele edle Familien Westfalens haben diesen Dom durch reiche Geschenke verherrlicht. Die majestätischen Kirchenfenster tragen noch in ihren bunten Glasscheiben die Wappen und Namen mancher der ältesten Geschlechter Westfalens, namentlich derer von Münchhausen, von der Horst, von Malingrott und anderer. Noch 1713 schenkte der Freiherr von Nehme der Kirche die silberne Lampe, in welcher das ewige Licht flammt. In diesem majestätischen Dome war es, wo sich der einst so mächtige, und zuletzt so unglückliche Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, die schöne Königstochter, Mathilde von England, im Jahre 1168 antrauen ließ, und darum der Kirche seinen Hof zu Lahden schenkte.

Die Burg Eltz im Moselthale.

Wenn man die Reise von Coblenz nach Trier zu Fuße oder zu Wasser macht, so bieten die Ufer der Mosel die schönsten und mannichfaltigsten Ansichten von Gegenden, Oertern und Ruinen dar, indem fast jedes Dorf, jede Berggruppe eine reizende Landschaft bildet. Freundliche Dörfer, Städtchen und Flecken wechseln mit klappernden Mühlen, altergrauen Kloster- und Burgtrümmern zwischen grünen Rebenhügeln, steilen Felsen, üppigen Fluren, schattigen Baumgärten und waldigen Bergen. So kommt man, unter beständigem Wechsel der Landschaften, zu dem Landungsort Moselkern, auf dem linken Ufer, 6 Meilen von Coblenz, wo ein rauschender Waldbach, die Eltz, von Ausonius in seinem Lobgesang der Mosel Alisontia genannt, in die Mosel fällt. Folgt man diesem Bache eine Stunde aufwärts, so erblickt man auf dem Gipfel eines hohen Waldberges, welchen auf drei Seiten die Eltz umfließt, die wohlerhaltenen Reste der Burg Eltz, welche der Stammsitz eines alten, noch blühenden Geschlechts, der Grafen von Eltz ist. Auf der vierten Seite war die Burg durch eine Zugbrücke gesperrt. Das Schloß bestand aus fünf Hauptgebäuden, die wunderbar in einander gefügt und mit sehr starken Mauern umgeben waren, so daß die Burg zu den festesten des Mittelalters gehörte, und sich deßhalb bis jetzt so gut erhalten hat. Sie steht noch gegenwärtig ganz einsam auf drei einzelnen Berggipfeln.

Die alterthümliche Einrichtung, das seltsame Gefüge der einzelnen Gebäude, die düstern Eingänge und die Thürme versetzen den Beschauer so ganz in die Zeiten des alten Ritterthumes, wie die Rittersäle selbst mit ihren Rüstungen, Harnischen und anderem Kriegsgeräthe. Auch eine Wurfmaschine des Mittelalters, eine Blide, findet man daselbst. Sehenswerth ist auch die schöne Kapelle mit ihrer herrlichen Glasmalerei.

Dieser Burg gegenüber erblickt man noch einige verfallene Thürme, welche die Ueberbleibsel des Schlosses sind, auf welchem die Familie Eltz-Oelke oder zu Münster wohnte. — Die vier Familien, welche noch im vorigen Jahrhunderte jene Burg besaßen, nannten sich Grafen Eltz zu Eltz (jetzt die gräflich Wückewarsche Familie), Eltz-Rübenach, Eltz-Blatt-Eltz und Eltz-Rodendorf.

Hierzu als Beilagen:

1) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. 2) Das Innere des Domes zu Minden. 3) Die Burg Eltz im Moselthale.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

I. 15. B. I.

Friedrich Wilhelm,

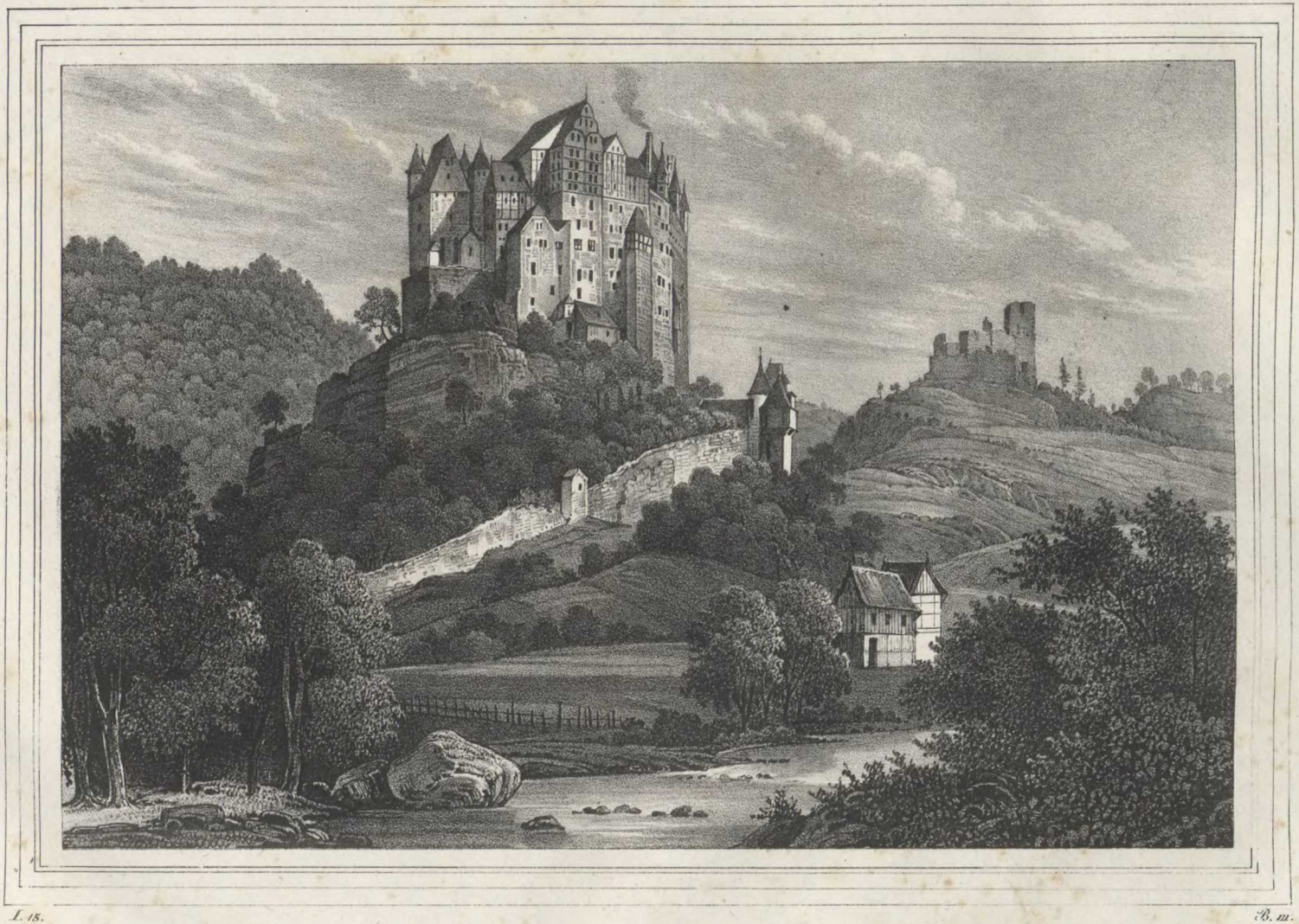
der grosse Kurfürst.

BIBL. UNIW. U. J. GRAF. WROCŁAW

I. 13. B. II.

Das Innere des Domes zu Minden.

BIBL. UNIW. WROCŁAW
D. ZŁ. GRAF.



I. 18. B. m.

Die Burg Eltz im Moselthale.

45.

BIBL. UNIW. WROCŁAW